

Krebspatienten kämpfen für ihr Netzwerk

Interessengemeinschaft sieht durch Gesundheitsfonds die ambulante Versorgung in Mittelfranken bedroht

VON GUDRUN BAYER

„Der Anblick war furchtbar“

Zeuge schildert, wie er die tote Ursula Herrmann fand

AUGSBURG (dpa) – Am zweiten Tag des Prozesses um die Entführung von Ursula Herrmann hat das Landgericht Augsburg einen Nachbau jener Kiste begutachtet, in der das Mädchen im Jahr 1981 qualvoll erstickte.

In eine solche Kiste war die Zehnjährige nach ihrer Entführung in Eching am Ammersee vor 27 Jahren gesperrt und damit im Wald vergraben worden. Stunden später erstickte sie wegen der nicht funktionierenden Belüftungsanlage. Erst 19 Tage nach der Entführung war das tote Mädchen in der vergrabenen Kiste gefunden worden.

Angeklagt ist ein 58 Jahre alter Mann wegen erpresserischen Menschenraubes mit Todesfolge. Er soll Ursula entführt und in die im Wald vergrabene Kiste gesperrt haben. Seine 62 Jahre alte Ehefrau muss sich wegen Beihilfe verantworten. Beide bestreiten das Verbrechen.

Ein Polizist schilderte gestern als Zeuge, wie er mit Kollegen im Oktober 1981 das tote Mädchen in der Kiste kauend gefunden hatte. Die Beamten waren im Waldboden mit Suchstangen auf ein Hindernis gestoßen und hatten die Kiste entdeckt. Der Anblick sei furchtbar gewesen, so der Zeuge. Ursula habe keine Überlebenschance gehabt, da es keine Luftzufuhr von außen gab, obwohl der Entführer ein Belüftungsrohr konstruiert hatte.

Die Holzkiste war über Batterien mit einer Beleuchtung und einer kleinen Sitzbank ausgestattet. In ihr fanden die Polizisten damals unangetastete Kekse, Schokolade, Getränke und Comic-Heftchen sowie Romane als Lesestoff. Die 1,35 Meter hohe Kiste war in einem Dickicht vergraben und mit einer etwa acht Zentimeter dicken Erdschicht bedeckt. Das Lüftungsrohr war durch nasses Laub und Erdreich verstopft.



Eine ambulante Krebstherapie — hier in einer Berliner Praxis — verbessert oft die Lebensqualität der Patienten. Foto: dpa

Eigentlich brauchen sie all ihre Kraft, um ihre Lebenssituation zu bewältigen. Doch jetzt haben Krebskranke aus der Region den Mut gefasst, sich an die Öffentlichkeit zu wenden. Sie befürchten, dass der Gesundheitsfonds das Netzwerk für ihre ambulante Versorgung zerstört.

NÜRNBERG – Nein, nie wieder will Monika Decker für die Chemotherapie ins Krankenhaus. Gleich nachdem der Krebs bei ihr entdeckt worden war, hatte sie das erlebt: „Für jede Behandlung zwei Tage in die Klinik, und das sechsmal.“ 1999 war das gewesen. Bei Monika Decker wurde damals Brustkrebs diagnostiziert. Den hat sie besiegt. Doch zwei Jahre

später wurden Metastasen in ihrer Leber gefunden, danach im Hüftknochen, noch ein paar Jahre später in den Rippen und 2008 in ihrer Leber, Gallenblase und Bauchspeicheldrüse.

Behandelt wird die 59-jährige Fürtherin überwiegend ambulant. Das Versorgungs-Netzwerk für Krebskranke macht das möglich. Es hat sich in den letzten 15 Jahren rund um die 16 niedergelassenen internistische Onkologen in Mittelfranken gebildet. Selbst, wenn sie auf starke Medikamente angewiesen sind, können Schwerstkranke dadurch weiter zu Hause leben, wenn sie das wollen. „Wir haben ein prima Netzwerk mit der passenden Apotheke, der passenden Palliativversorgung und der passenden psychologischen Betreuung“,

erklärt Joachim Zimmer. Doch jetzt sieht der Fachinternist dieses Netzwerk gefährdet. Denn die Auswirkungen des Gesundheitsfonds treffen auch die Onkologen.

Zimmer führt eine Gemeinschaftspraxis in Nürnberg mit sieben Ärzten und 20 Mitarbeitern. Für jeden Patienten bekommt die Praxis seit Januar 55,12 Euro im Quartal; egal, wie aufwendig die Behandlung ist. Extra honoriert werden bei Krebskranken nur Chemotherapie-Behandlungen, die länger als zwei Stunden dauern.

Dennoch hat sich die Praxis entschieden, ihre schwerkranken Patienten so weiter zu versorgen wie bisher. Die Folge: Bereits am 9. Februar – also noch bevor die Hälfte des Quartals um war – hatten die Ärzte das

ihnen zustehende Regelleistungsvolumen bereits aufgebraucht. Einfach weiterschicken kann und will Zimmer die Kranken aber auch nicht. „Die Kliniken haben nicht die Kapazitäten, plötzlich all unsere Patienten zu nehmen.“ Außerdem geht es um schwerkranke Menschen, die er seit vielen Jahren behandelt.

Dieses Vertrauensverhältnis ist gerade Krebskranken sehr wichtig, erklärt die Hersbrucker Psychoonkologin Petra Gröschel. „Sie erleben über viele Jahre ein Auf und Ab. Da ist eine stabile Arzt-Patienten-Beziehung der Dreh- und Angelpunkt.“ Genau das fehlt Monika Decker im Krankenhaus. Vier Klinikaufenthalte waren für sie im letzten Jahr unvermeidlich. „Jedes Mal hatte ich es mit einem neuen Arzt zu tun. Jedes Mal musste ich alles wieder neu erzählen. Das ist wirklich schwer zu verkraften.“ Vor allem Sätze wie: „Sie werden mit Sicherheit an dieser Krankheit sterben“ belasten die 59-Jährige. „Das weiß ich zwar. Aber ich will es nicht immer wieder gesagt bekommen.“

„Ich liebe meine Arbeit“

Ursula Bober sieht das ebenso. 2003 wurde bei der Hersbruckerin Darmkrebs diagnostiziert. Danach bekam sie Leberkrebs, 2007 folgte Lungenkrebs. Doch trotz ihrer lebensbedrohlichen Krankheit ist Bober voll berufstätig. Sie arbeitet seit 19 Jahren in der ambulanten Suchtberatung. „Ich liebe meine Arbeit und möchte sie nicht verlieren.“ Grundlage dafür ist, dass die ambulante Chemotherapie nur ein paar Stunden dauert. „In der Klinik wären dagegen jedes Mal zwei Tage nötig. Das macht kein Arbeitgeber auf Dauer mit.“ Bober befürchtet aber, dass der Gesundheitsfonds ihr Netzwerk zerstört und sie doch in eine Klinik zwingt. Deshalb hat sie sich der „Interessengemeinschaft Sicherung der ambulanten, wohnortnahen onkologischen Versorgung“ angeschlossen. Sie hofft, so dazu beitragen zu können, dass die Facharztversorgung erhalten bleibt.

Ein Video zum Thema finden Sie im Lauf des Vormittags unter www.nn-online.de

Autos machten sich davon

Fahrzeuge korrekt geparkt, aber sie rutschten im Matsch ab

BISCHOFSHHEIM (dpa) – Zunächst schienen übernatürliche Kräfte am Werk gewesen zu sein, dann entpuppte sich ein Vorfall in der Rhön aber als Wetterkapriole.

Acht Autos haben sich in Bischofsheim (Landkreis Rhön-Grabfeld) plötzlich selbstständig gemacht. Wie die Polizei mitteilte, waren die Wagen am Fuße des Kreuzberges korrekt abgestellt worden, die Besitzer waren auf den Skipisten unterwegs.

Als die Autofahrer später zu ihren Wagen zurückkehrten, trauten sie ih-

ren Augen nicht: Sämtliche Fahrzeuge standen ein gutes Stück hangabwärts.

Eine Erklärung war dann schnell gefunden: Durch das einsetzende Tauwetter hatte sich auf dem Parkplatz eine rutschige Schicht gebildet. Trotz angezogener Bremsen gab es für die Autos keinen Halt mehr, sie bewegten sich wie von Geisterhand auf dem abschüssigen Gelände. Es entstand zum Glück nur geringer Sachschaden. Nach der kuriosen Rutschpartie streute der Betreiber den Parkplatz.

Ex-Soldat bekommt kein Schmerzensgeld

Wegen Strahlenschäden hatte der heute 72-Jährige gegen die Bundeswehr geklagt

MÜNCHEN (dpa) – Ein strahlengeschädigter ehemaliger Radartechniker hat gegenüber seinem früheren Arbeitgeber Bundeswehr keinen Anspruch auf ein Schmerzensgeld von 100 000 Euro.

Das Oberlandesgericht München bestätigte mit diesem Urteil eine entsprechende Entscheidung des Landgerichts Augsburg. Der Hauptmann a. D. sei den Nachweis schuldig geblieben, dass die Bundeswehr Schutzmaßnahmen gegen Strahlenschäden vorzätzlich unterlassen habe.

Der heute 72 Jahre alte Kläger war von 1956 bis 1989 Soldat. Er hat Flugmelde-Radargeräte zur Überwachung des Luftraums über der damaligen DDR und der früheren CSSR in Lagerlechfeld und Kaufering bedient.

Später traten bei ihm Strahlenerkrankungen auf. Er wurde nach seinen Angaben siebenmal wegen eines Karzinoms an der Nase operiert. Bis heute leide er unter nervösen Essstörungen und Magen-Darm-Problemen, so berichtete der Mann in der mündlichen Verhandlung im vergangenen De-

zember. Auch sei neuerdings ein Karzinom an der Brust aufgetreten.

Der Strahlengeschädigte erhält zur Pension eine monatliche Zusatzrente von rund 240 Euro. Damit wollte er sich aber nicht zufrieden geben. Er forderte die Zahlung von Schmerzensgeld. Das Landgericht Augsburg hatte seine Klage im April vergangenen Jahres abgewiesen. Er legte Berufung ein, die nun verworfen wurde. Der Anspruch auf Schmerzensgeld hätte ein vorsätzliches Unterlassen der Bundeswehr vorausgesetzt.

Der Sprach-Papst hat nicht einmal Abitur

Post-Mitarbeiter Christian Stang aus Regensburg verfasst Regelwerke für Duden-Verlag

„Sitzbleiben“ oder „sitzen bleiben“, „selbständig“ oder „selbstständig“ – wer all die Stolpersteine der deutschen Sprache täglich mühelos umkurvt, ist ein Sprach-Ass. Genau das ist Christian Stang aus Regensburg. Der Mitarbeiter der Deutschen Post AG ist sattelfest in Rechtschreibung und Grammatik und Autor bei Verlagen wie Duden und Langenscheidt. Umso verblüffender: Der 34-Jährige hat weder ein Germanistik-Studium absolviert noch das Abitur in der Tasche.

Herr Stang, das klingt abenteuerlich. Sie sind ein ganz normaler „Poster“, wie man sagt, und im anderen Leben Sprach-Papst. Wie geht das zusammen?

Christian Stang: Rechtschreibung, Grammatik – Sprachnormen haben mich schon immer fasziniert. Seit meinem 15. Lebensjahr beschäftige ich mich mit der deutschen Sprache, habe mich massiv in das Thema eingegraben. Parallel dazu habe ich nach der mittleren Reife eine Ausbildung bei der Deutschen Post AG gemacht.

Haben Sie hauptberuflich – Sie sind im Direktmarketing tätig – viel mit der deutschen Sprache zu tun?

Stang: Eigentlich weniger. Aber ich habe an einer Hausorthographie für die Deutsche Post World Net einschließlich ihrer Tochtergesellschaft DHL mitgewirkt.

Wie es scheint, wägen Sie die Worte Tag und Nacht. Wie sind die Fachverlage Duden, Langenscheidt, Hueber oder Humboldt auf Sie aufmerksam geworden? Immerhin haben Sie inzwischen an über 20 Sprachratgebern mitgewirkt.

Stang: Eigentlich sollte ich das gar nicht verraten. Ich hatte mir vor eini-



Auf Du und Du mit dem Duden: An über 20 Fachbüchern hat Christian Stang mitgewirkt. Die Verlage loben seine Fähigkeit, Schwieriges zu erklären. Foto: obx

gen Jahren ein nagelneues Rechtschreibbuch gekauft – und prompt einige Rechtschreibfehler darin entdeckt. Da habe ich den Verlag angerufen – ich sage Ihnen nicht, welcher es war – und die Dinge erklärt. Die fanden das so toll, dass sie mich eingeladen haben, selbst etwas zu verfassen. Wie im Schneeballsystem bin ich dann bei anderen Verlagen gelandet.

Dr. Matthias Wermke, Leiter der Dudenredaktion, lobte Ihr Geschick, „komplizierte Sachverhalte so darzustellen, dass sie auch von Laien verstanden werden“. Die Stadt Regensburg hat Ihnen dafür 2008 den Kulturförderpreis verliehen.

Stang: Ich bin vermutlich der einzige Nicht-Akademiker unter den Fachleuten der deutschen Sprache. Viele, die an solchen Werken arbeiten, tragen einen Doktor- oder Professorentitel vor dem Namen.

Wir haben bei Duden und Langenscheidt nachgefragt, ob Sie dort wirklich der Exot im Autorenteam sind. Die Verlage konnten das aber bisher nicht klären.

Stang: Das glaube ich gerne, Duden und Langenscheidt haben unzählige Autoren, die Abteilungen sind sehr aufgesplittet.

Auch das Taschenbuch „Das Gleiche ist nicht dasselbe!“ zur Rechtschreibung und Zeichensetzung ist von Ihnen. Hand aufs Herz: Wenn man sich so gut auskennt in der Sprache wie Sie und dann die Nürnberger Nachrichten liest, stockt Ihnen dann nicht manchmal der Atem?

Stang: Natürlich geht mein erster Blick zu den Fehlern, dann erst zum Inhalt. Aber ich bin weit vom Herzinfarkt entfernt: So schlimm ist das bei Ihnen in der Zeitung gar nicht. Ich sehe das nicht bierernst. Lesen soll doch auch Spaß machen.

Und wenn Sie durch Regensburg gehen, was fällt Ihnen auf?

Stang: Der falsche „Fussball“ taucht unentwegt und allerorten auf oder der „Preßsack“, den man längst mit drei „s“ schreiben muss...

... gehen Sie dann in die Metzgerei oder in andere Geschäfte und monieren die Rechtschreibfehler?

Stang: Das habe ich aufgegeben. Man muss bedenken: Sprache und Rechtschreibung sind Kommunikationsmittel. Und die verändern sich.

Sie meinen, weil heute bald jeder das „s“ mit Apostroph schreibt, wenn ein ganz normales Genitiv-s nötig wäre, dann knickt auch der Duden ein?

Stang: Der ewig falsche Apostroph ist unsäglich. Ich habe dazu auch mal einen Beitrag veröffentlicht. Aber die neue Rechtschreibung besagt, man könne ihn akzeptieren, wenn er hilft, Unterschiede klar zu machen. Zum Beispiel den: Die Imbissbude von der Andrea ist nach geltender Rechtschreibung „Andreas Imbissbude“. Damit wird aber zunächst aus dem weiblichen Vornamen ein männlicher. Deshalb erlaubt das neue Regelwerk zur Verdeutlichung die Schreibweise „Andrea's Imbissbude“.

Das ist doch Unsinn. Wäre der Bundesbesitzer der Andrea, dann hieß es eben Andreas' Imbissbude...

Stang: Aber das weiß doch heute kein Mensch mehr! Interview: ELKE GRASSER-REITZNER